informativer, gut gelungener Band, der sich sehr gut auch zur Einführung in die Sozialmedizin eignet.

Hans H. Walser

9. A.E.Imhof (Hrsg.), *Biologie des Menschen in der Geschichte* (Kultur und Gesellschaft, Bd. 3). Verlag Frommann-Holzboog, Stuttgart-Bad Cannstatt 1978. 428 S. inkl. Tabellen und Graphiken. Fr. 53.35.

In fünf Themenkreisen stellt der in Berlin dozierende Schweizer Historiker A.E.Imhof eine internationale Auswahl von zwölf Aufsätzen aus der neueren sozialgeschichtlichen Forschung vor. Die Reihenfolge der Kapitel, welche die widerfahrene, erlebte, beeinflusste, beschene und verwaltete Biologie beschreiben sollen, ist so gewählt, daß die Entwicklung der wissenschaftlichen Erkenntnis und die technisch-administrativen Fortschritte der medizinischen Praxis vom passiven «Widerfahren» bis zum organisierten «Verwalten» sichtbar werden.

Im Kapitel «Widerfahrene Biologie» überzeugt uns vor allem der Aufsatz von M.D.Grmek («Vorbemerkungen zu einer Geschichte der Krankheiten»), in welchem die Berücksichtigung des ganzen Krankheits-Spektrums (die sog. «Pathozönose») und seines Wandels in der historischen Analyse gefordert wird. Die Ausführungen A.Perrenouds zur sozialen Ungleichheit vor dem Tod in Genf im 17.Jahrhundert und die Abhandlung E. Le Roy Laduries über die Hungeramenorrhöe gehen von demographischen Problemstellungen aus und entwerfen ein eindruckliches Bild vom Verhalten des Menschen in seiner sozialen Umgebung. Ebenfalls hervorzuheben ist D.Gaunts Artikel über den Zusammenhang von Arbeitsintensität und Familien- bzw. Haushaltsstruktur in schwedischen Flachland- und Bergbauregionen, ein Beitrag zum Thema «Beeinflusste Biologie».

Einen Meilenstein auf dem Weg zur «besehenen Biologie» setzte die Königlich-Medizinische Gesellschaft in Paris mit ihren national gestreuten Erhebungen zum Krankheitsgeschehen. Besonders aufschlußreich erwies sich nach J.-P.Peter («Kranke und Krankheiten am Ende des 18.Jahrhunderts») die allmähliche Veränderung der Terminologie unter dem Einfluß der Fortschritte der wissenschaftlichen Erkenntnisse. So war zum Beispiel der Begriff «Cholera morbus» bis 1832 nicht mit dem heutigen Krankheitsnamen identisch; man verwendete ihn bis zur Einschleppung der sog. asiatischen Cholera in Frankreich beständig zur Umschreibung der Ruhr.

Diese Hinweise mögen genügen, um anzudeuten, welche fruchtbare Anstöße interdisziplinäres Denken und Arbeiten erbringen kann. Einige Schönheitsfehler lassen uns hoffen, daß die Zusammenarbeit auf dem weiten Feld der Biologie

des Menschen noch enger wird. Der erste Schritt dazu ist getan; er scheint uns wohl gelungen.

Hanspeter Ruesch

10. Owen Hannaway, *The Chemists and the Word. The Didactic Origins of Chemistry*. Johns Hopkins Univ. Press, Baltimore/London 1975. \$ 13.50; Fr. 30.90.

Der Autor setzt den Beginn der Chemie als eigenständiger Wissenschaft auf das Ende des 16. und den Anfang des 17. Jahrhunderts fest. Zur Erhärtung dieser These analysiert er das Werk «*Basilica Chymica*» (1609) des Paracelsisten *Oswald Croll* (ca. 1560–1609) und die Werke «*Alchemia*» (1597), «*Rerum Chymicarum Epistolica Forma ...*» (1595), «*Appendix necessaria Syntagmatis Arcanorum Chymicorum*» (1615) et al. des Chemikers *Andreas Libavius* (15?–1616). Er setzt dabei den Paracelsisten Croll in scharfen Gegensatz zum Chemiker Libavius.

Ausgehend von den Interpretationen von Walter Pagel, Allen Debus, P.M. Rattansi, Charles Webster und anderen, sieht der Autor in Croll einen Enthusiasten und in seinem Schaffen eine Gnosis, die neben chemischem Realwissen vorgibt, die Phänomene des Kosmos und der Sphäre des Menschen zu erhellen. Das *Wort* findet magische Anwendung. Vom soziologischen Gesichtspunkt aus ist Croll überdies ein Vertreter der damaligen «counter-culture», der durch seine Lebensweise gegen das herrschende «establishment» der ausgehenden Scholastik protestiert.

Libavius hingegen, etwas allzusehr in die Rolle des deutschen Schulmeisters stilisiert, formte zu Zwecken der Didaktik ein systematisches Gebäude der Chemie als Wissenschaft, die sich schlußendlich in den Erkenntnissen Lavoisiers usw. auf dem Boden des Rationalismus zu dem entwickelte, was sie heute ist. Das *Wort* bzw. die verbale Formulierung ist Abbild der zugrunde liegenden Sache. Das didaktische Vorgehen des Libavius beruht auf der logischen Methode des Petrus Ramus. Diese expliziert der Autor ausführlich, indem er sich vor allem auf Walter Ong, «*Ramus, Method and the Decay of Dialogue*» (Cambridge/Mass. 1958) beruft. Ramus' Methode besteht in der Definition des Grundbegriffs – «Gattung» –, der durch fortgesetzte Dichotomie in Unterbegriffe – «species» – verfeinert wird. Für die visuelle Didaktik, die mit dem Aufkommen des Buchdruckes gegenüber der oralen eine immer größere Rolle spielte, wurden die vielen bekannten verästelten Tabellen hergestellt. Sie sollten das Memorieren erleichtern.

Zweifellos interessant ist der vom Autor zur Diskussion gestellte verbal-didaktisch-pädagogische Ursprung einer Wissenschaft, in diesem Falle der Chemie. Landläufigerweise geht man ja davon aus, daß sich eine Wissenschaft ge-